

darstellen wollen, das in der Reihe dessen, was hier vorgetragen wird, so nicht vorkommt. Wir wollen versuchen, das auch noch mit aufzunehmen.

Wir wollen beginnen mit Herrn Karl Nali. Herr Nali ist Sorbe, war Lehrer in Bautzen und mit Berufsverbot belegt. Ich möchte die Reihe derer, die hier vorn sitzen, weiter vorstellen:

Herr Ralf Hirsch, den meisten als Bürgerrechtler bekannt; Frau Silvia Mangoldt, Psychologin im Kinderheim in Erfurt; Herr Hartmut Neuke war Hochschullehrer an der Universität Leipzig; Herr Eberhard Wendel hat sechs Jahre in Brandenburg gesessen; Herr Ronald Dembicki hat mancherlei Repressionen erlitten wegen seines Ausreiseantrages; Herr Götz Gringmuth-Dallmer mußte als Jugendlicher wegen seiner Überzeugung manches durchmachen; Herr Klaus Pfeumer war privater Verleger in der DDR, womit ein entsprechendes Schicksal verbunden war. Wir warten noch auf Lutz Rathenow, der zugesagt hat, aber bisher noch nicht unter uns ist. Wir beginnen mit Herrn Nali.

Karl Nali: Sehr geehrte Damen und Herren! Ich gebe der Freude Ausdruck, daß mir endlich die Gelegenheit geboten wird, vor einem kompetenten Gremium mein bisheriges Schicksal darlegen zu können, das ich während zweier Diktaturen durchstehen mußte.

Zum besseren Verständnis ist es erforderlich, einige Sätze über die Erlebnisse als junger Mensch im Elternhaus in der braunen Zeit zu sagen, das mein späteres Leben entscheidend prägte. Als Sohn sorbischer Eltern geboren, wuchs ich in dieser christlichen Sprach- und Lebensgemeinschaft auf. Schon als Dreizehnjähriger, 1933, lernte ich die Grausamkeiten der braunen Schergen kennen. Unser Haus wurde durchwühlt. Die Eltern als Gegner der Nazi-Partei bekannt, erfuhren in Gegenwart der Kinder eine Erniedrigung und Diskriminierung. Der Vater verlor seine Arbeit und wurde als Buchdrucker, später als Streckenarbeiter bei der Reichsbahn – als Schwerkriegsbeschädigter! – eingesetzt und so schicksalhaft 1945 beim Einmarsch der Russen, daheim auf Befreiung wartend, erschossen.

Schon Ende Mai 1945 aus dem Lazarett entlassen, kehrte ich aus dem Krieg zurück. Politisch nicht belastet, da kein Mitglied irgendeiner faschistischen Organisation, wurde ich sofort als Neulehrer an einer Schule im Kreis Bautzen eingesetzt, die ich dann als Leiter dieser Institution aufbaute. In den ersten Jahren genoß ich politisch relativ viele Freiheiten, da man mich als Sohn eines Antifaschisten eingestuft hatte.

Doch sehr bald änderte sich die Lage grundlegend, als die SED als Partei den Totalitätsanspruch auf allen Gebieten, besonders aber im Bildungswesen, geltend machte. Kritische Stimmen wurden als „reaktionäre Machenschaften des Klassenfeindes“ abgestempelt und grundlos abgeurteilt und verdammt.

So breiteten sich Angst und Schrecken, aber auch Heuchlertum, Liebedienerei, Diffamierung und Denunziation aus. Die Masse Mensch wurde mit den Jahren

zum Übungs- und Spielball der allgemeinen Partei mit ihren machtbesessenen Funktionären. Nur wenige brachten es fertig und den Mut auf, sich diesem Vergewaltigungsakt entgegenzustellen, was sie allerdings bitter büßen, ja da und dort mit dem Tode bezahlen mußten – dieser bittere Kelch, den auch ich an mir vorüberziehen lassen mußte: Im Zusammenhang des 17. Juni 1953 wurde ich als Lehrer fristlos entlassen.

Bevor ich Ihnen jedoch in kurzen Sätzen einen Überblick über mein Schicksal als Lehrer gebe, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen ein Bild dieses Berufes in der ehemaligen DDR zeichne. Wer nämlich diesen Beruf nicht selbst ausgeübt hat, nicht täglich dem Druck der ideologischen Machtmaschinerie der Funktionäre und ihrer Büttel, die als Aufpasser, Informanten bzw. Zuträger dienten, angefangen beim kleinen SED-Kollegen, dem Direktor, Fachberater und Schulinspektor, die aufgrund ihrer Stellung weitgehend weisungsberechtigt waren, ausgesetzt war, kann nicht einschätzen, wie es dem kleinen parteilosen Lehrer innerhalb und außerhalb der Schule erging, wenn er unbeschadet bestehen wollte.

Während bei dem Parteigenossen das Parteiabzeichen der SED schon dafür sorgte, daß seine erzieherische Arbeit positiv bewertet wurde, unterlag unsere pädagogische Tätigkeit einer ständigen Kontrolle, was mit dem Wort „Hospitation“ gekennzeichnet wurde. Und hospitieren in den Klassen konnte fast jedermann. Viele Jahre wurde es sogar von Elternvertretern, dem sogenannten Klassenelternkollektiv, sowie dem Schulbeirat zur Pflicht gemacht, im Monat eine gewisse Anzahl von Stunden zu hospitieren. So mußten die Hospitanten, ob Direktor, Fachberater oder Schulinspektor, detaillierte Berichte an die übergeordneten Dienststellen weitergeben, so daß sich die Funktionäre in diesen Einrichtungen im Laufe von Monaten und Jahren von jedem Delinquenten, sprich Lehrer, ein genaues Bild machen konnten und wußten, zu welcher Gruppe er gezählt werden konnte.

Meine Damen und Herren, Sie würden staunen, welchen Umfang solch eine Kaderakte – so nannte man dieses Aktenbündel, das über jeden Kollegen geführt und beim Schulrat im Panzerschrank gelagert wurde – in seinem Berufsleben aufzuweisen hatte. Nach der Wende hatte ich als Kommissionsmitglied einen gewissen Einblick in diese Machenschaften.

Diese Bespitzelung erstreckte sich jedoch nicht nur auf die Unterrichtsarbeit; denn auch außerschulisch mußte man als Klassenleiter eine wichtige gesellschaftliche Pflicht erfüllen, nämlich die eines Leiters der Pionier- und FDJ-Gruppe. Hier sollte die ideologische Erziehungsarbeit an den Jugendlichen außerhalb des Unterrichts fortgesetzt und vertieft werden. Diese zusätzliche Tätigkeit wurde jedoch nicht honoriert; als Lehrer seien wir ja Staatsfunktionäre. Hier war man wiederum der Kontrolle ausgesetzt; denn für diese außerschulische Arbeit setzte man höheren Orts den hauptamtlichen Pionierleiter ein, der ausschließlich ein Genosse war und der die Tätigkeit

des Klassenleiters zu überprüfen, einzuschätzen und zu bewerten hatte. Dabei bediente er sich oft eifriger Schüler, die in der Jugendorganisation als Gruppenratsvorsitzende fungierten und meist Kinder fortschrittlicher Eltern waren.

Eine der wichtigsten monatlichen Zusammenkünfte für die Kollegen war das „Parteilehrjahr“, Teilnahmepflicht war auch für uns Nichtgenossen, wo uns durch SED-Referenten die Lehren von Marx und Lenin, kurz „ML“, eingehämmert wurden. Denn man ging von der These aus, daß der nur ein guter Pädagoge sei, der diese marxistische Wissenschaft gut, richtig und nutzbringend in seinen Unterrichtsfächern anzuwenden vermochte. Damit dieser Nachmittag nicht wie ein friedlich dahinplätscherndes Gewässer verlief, war jeder Lehrer, ob Genosse oder nicht, dazu aufgefordert, sich an der Diskussion im nachfolgenden Seminar aktiv und rege zu beteiligen. Denn im Pädagogenrund saß ja ein Genosse, der fleißig die Strichliste führte, die darüber aussagte, welcher Kollege und mit welchen Antworten sich an dem Thema beteiligte. Dadurch war es der Partei wiederum möglich, je nach der Aktivität der Kollegen und deren Diskussionsbeiträgen sich ein Bild zu machen, wie der einzelne zum Sozialismus und somit zur Staatsmacht stand.

Vieles wäre hier noch über den grauen Alltag des Schullebens zu sagen. Doch das würde diese meine begrenzte Redezeit überschreiten. So will ich mich nun zu den persönlichen Erlebnissen äußern, die ich mit dieser Bildungseinrichtung machte. Da mir der Makel einer Braunfärbung nicht anhaftete und damit nicht vorgeworfen werden konnte, glaubte ich, mich jederzeit frei und offen zu den Machenschaften der SED-Funktionäre kritisch äußern zu können. Dies erwies sich jedoch als großer Irrtum. Inzwischen hatte sich nämlich die DDR zu einem einzigen großen Staatsgefängnis gemausert, wo nur das Parteirecht galt und die Funktionäre an den Andersdenkenden ihre Macht austoben konnten.

Im Jahre 1950 stellte ich mich als 2. Kreisvorsitzender der CDU vor unseren verehrten Landesvorsitzenden Prof. Dr. Hickmann, der auf der Abschußliste stand. Daraufhin verleumdete man mich als „kleinen sorbischen Hickmann“ in der deutschen und sorbischen Tagespresse, so daß mich unsere „Flötenspieler“ ablösten. So erklärte ich meinen Rücktritt aus dieser Partei, deren Mitbegründer ich in meinem Ort war.

Im Zusammenhang mit dem 17. Juni 1953 erfolgte schließlich die fristlose Entlassung aus dem Schuldienst mit der Begründung, meine erzieherische Tätigkeit entspreche nicht den Grundsätzen der demokratischen Schule. Ein arbeitsgerichtlicher Einspruch hatte keinerlei Erfolg, so daß ich mir durch lapidare kritische Äußerungen ein siebenjähriges Berufsverbot einhandelte.

Nach meiner Wiedereinstellung 1960 stand ich unter ständiger Kontrolle und Bespitzelung durch SED-Genossen. Zum Beispiel bei Elternabenden saß ständig ein Funktionär bzw. Genosse im Raum, der meine Äußerungen protokollierte.

Meine Besoldung erfolgte als Unterstufenlehrer, wobei ich nur in den fünften bis achten Klassen unterrichtete, nämlich Physik und Mathematik, und einen dreieinhalbjährigen Weiterbildungskurs im Fach Mathematik aufzuweisen habe und mit dem Prädikat „gut“ abschloß.

Es wäre noch vieles zu sagen. Ich bekomme gerade einen Zettel gereicht: „Das soll mal genügen.“ Nur frage ich mich manchmal, wie ein Mensch – ich bin 72 – das all die Jahrzehnte durchstehen konnte. Viele Jahre habe ich auf die Westpolitiker gehört, die mir sagten: Ausharren, gebt diesen Beruf nicht den Funktionären preis! Aber meine Devise war – ich bin ein strenggläubiger Christ, ich habe Lavater, den Philosophen, als Leitmotiv gewählt –: „Erwarte von den Menschen wenig oder nichts, aber alles von Gott, der nie näher ist, als wenn er am entferntesten scheint.“

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

(Beifall)

Gesprächsleiter Markus Meckel (SPD): Ganz herzlichen Dank, Herr Nali. Es tut mir leid, daß ich Sie an die Zeit erinnern mußte. Es ist sehr schwierig, Zeitzeugen, die natürlich aus ihren Herzen und Erlebnissen heraus lange reden könnten, dann immer wieder an einen engen Zeitrahmen erinnern zu müssen. Herr Wendel, Sie bitte als nächster.

Eberhard Wendel: Ich möchte es kurz machen, insbesondere was mein Schicksal betrifft. Darüber soll man nicht viele Worte machen. Ich bin Bundesbürger, Braunschweiger, habe dort mein Abitur gemacht, habe in West-Berlin studiert, habe beim Rias-Jugendfunk mitgearbeitet und bin aus Versehen am Potsdamer Platz am falschen S-Bahnausgang ausgestiegen, und schon war ich bei der Staatssicherheit. Nach Untersuchungshaft bei Staatssicherheit und NKWD wurde ich insgesamt zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt und habe die Zeit in Brandenburg abgessen.

Das ist mein Schicksal. Ich möchte es dabei bewenden lassen. Ich möchte nur noch sagen: Seit November 1989 kennen wir uns, Herr Ullmann und ich, vom Runden Tisch in Niederschönhausen. Ich habe in der Volkskammer mitgearbeitet.

Lassen Sie mich aber noch hier Bemerkungen machen, Herr Meckel, zu dem, was heute vormittag gesagt wurde. Wie geht es einem Häftling, der 30 Jahre über seine Leidenszeit nichts sagen durfte? Das ist etwas, was bis jetzt noch nicht gesagt wurde. Ich muß Ihnen sagen: Wenn ich nicht eine so gute Ehefrau gehabt hätte – das ist nicht übertrieben –, hätte ich die Zeit damals im November, als sich die Mauer öffnete und wir auf die Straße gingen, nicht überstanden. Den Infarkt habe ich erst ein Jahr später bekommen. Diese 30 Jahre Verdrängung machten dann einer schmerzlich lauten Hafterinnerung Platz, die dann noch verstärkt wurde durch das Bewußtsein, daß die Einheit des Vaterlandes in Sicht ist.